

J. Rudolf Rahn

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Davon soll nächstens in dieser Zeitschrift gesprochen werden. Bis heute habe ich mich nie einer Partei angeschlossen; morgen würde ich mich einer nationalen Partei anschließen, die endlich wieder mit *politischen Grundsätzen* bewaffnet mit den Kompromissen aufräumen sollte und alle Sonderinteressen unbedingt der schweizerischen Idee unterordnen würde.

Heute stelle ich bloß fest, dass eine solche Bewegung im Werden begriffen ist. Männer, denen das jetzige System jede Politik verleidet hatte, fangen an, über prinzipielle Fragen unseres politischen Lebens nachzudenken; das weiß ich aus zahlreichen Mitteilungen. Das Programm, welches ich immer in *Wissen und Leben* vertrat, lautet einfach: besseres Verständnis für fremde Nationalitäten, Respekt vor deren Form und Ideal, und, durch Kräftigung unserer eigenen Nationalität, Forderung der Achtung vor *unserem* Ideal.

Gewiss, das sind Fragen, bei denen das Schicksal der Schweiz ganz Europa interessiert, und gern wollen wir auch fremde Meinungen hören; aber blöde Drohungen, wie die des „*Giornale degli Italiani*“, können bei uns nur die irrtümliche Auffassung bekräftigen, Volk und Regierung in Italien begehrten den Tessin . . . Der Journalist in Lugano spendet übrigens der Schweiz auch schöne Worte; wenn es ihm damit ernst ist, so überlasse er doch die Lösung des Problems uns selbst; politisch sind wir trotz Allem reifer als er. Wenn es ihm mit den schönen Worten nicht ernst ist, so merke er sich folgendes: einem Anonymus ziemt das Renommieren kaum, und einem Gast erst gar nicht. Er mag Wünsche aussprechen; zu „begehren“ hat er gar nichts. Für die italienischen Helden, die in Libyen Türken und Araber bekämpfen, empfinden wir aufrichtige Bewunderung; Maulhelden jedoch ertragen wir nicht.

ZÜRICH

E. BOVET



J. RUDOLF RAHN

Am 1. Mai wurde in Zürich ein Mann zu Grabe getragen, dem weit über die Mauern seiner Vaterstadt, der Stätte seiner langjährigen reichen Tätigkeit hinaus Verehrung und Dankbarkeit entgegengebracht wurde: Joh. Rudolf Rahn, Professor der Kunstgeschichte an der Universität und an der Technischen Hochschule. Vor einem Jahre hatte er frischen, hoffnungsvollen

Geistes die Huldigungen zu seinem 70. Geburtstage entgegengenommen. Das schönste Angebinde war ein von „Verehrern und Freunden“ ihm dargereichter Prachtband gewesen mit den Reproduktionen von siebenzig Zeichnungen von des Jubilars Hand, die älteste eine Zeichnung Herisaus vom Obstmarkt aus, Anfang der 1850er Jahre entstanden, die Arbeit des etwa Zwölfjährigen, der, frühe der Mutter beraubt, in Herisau seine ersten Schuljahre verbrachte; die jüngste vom Herbst 1909 — das meiste Zeichnungen aus der Schweiz, von unermüden Wanderungen in allen Richtungen heimgebracht, die wertvollen Grundlagen zu einer Kenntnis der Monumente in unserem Lande, wie sie in dieser Genauigkeit und diesem Umfang ein Zweiter nicht aufzuweisen hatte.

Vom Zeichnen aus ist Rahn in die kunstgeschichtliche Forschung hineingekommen. Kaufmann hätte er werden sollen; ein Gelehrter ist er geworden. Aus dem Privatdozenten an der Zürcher Universität wurde der Professor, und als das Polytechnikum den Lehrstuhl der Kunstgeschichte erledigt sah, wurde Rahn auch mit dem Lehramt an der eidgenössischen Hochschule betraut. Bis zu seinem Tode hat er dieses Doppelamt verwaltet. Auf Ende dieses Sommersemesters hatte er, von einem schweren Augenleiden bedroht, seine Entlassung von beiden Stellen genommen. Aber bevor für ihn das *otium cum dignitate* angerückt war, dem er noch diese und jene Frucht seines nie rastenden Studiums abzugewinnen hoffte, nahm ihn der Tod von hinnen. Ein plötzlich auftretendes inneres Leiden brach rasch seine Kraft, wenige Tage nach Vollendung des 71. Lebensjahres.

Das Zeichnen war Rahns Lust. Er hat noch im verfloßenen Jahre in einem als Manuskript gedruckten Vortrag „Vom Zeichnen und allerlei Erinnerungen daran“ dieser seiner Lieblingsbeschäftigung ein charakteristisches Denkmal gesetzt. Es gab eine Zeit, wo er schwankte, ob er nicht doch eher zum Künstler als zum Gelehrtenberuf bestimmt sei. Aber in Rom in den 1860er Jahren kam er, im Verkehr mit vollendeten Zeichnern und mit Malern, dann doch zur Überzeugung, dass es zu einer eigentlichen Künstlerlaufbahn nicht reiche; und so bekannte er sich in jenem Schriftchen „offen als Dilettant“. Freilich ein Dilettant von ausgezeichneten Fähigkeiten, vor allem für die Wiedergabe des Architektonischen bis in die letzten, feinsten Details hinein, bis in die peinlichste Exaktheit der Formen. Und auch Figürliches — auf Glasfenstern, in Skulpturen — fasste er mit sicherstem Stilgefühl. Es sei etwa erinnert an seine Zeichnungen der Rose der Lausanner Kathedrale, oder von mittelalterlichen Fresken und Miniaturen. Der Photographie ließ er ihr Recht; aber dass sie mit der Zeichnung überall in siegreichen Wettbewerb treten könnte, gab er nicht zu, und als Schulung des Auges für die subtilsten Feinheiten eines Bauwerkes, als Mittel, sich dessen Form zu festem Besitz einzuprägen, blieb ihm das Zeichnen der höchste Lehrmeister. Er hat es denn auch im weitesten Umfang und mit wahrer Virtuosität in den Dienst seiner Vorlesungen gestellt. Einen mittelalterlichen Kirchenbau an der Wandtafel vor seinen Hörern erstehen zu lassen, war ihm mehr ein Spiel als eine Mühe.

Und bezeichnend für Rahn: „Auch als Mittel zur Konzentration hat sich das Zeichnen bewährt, wenn ein Vortrag oder eine Sitzung nicht enden wollten. Endlich, wie oft hat heimliches Porträtieren, eine Fratze, eine Karikatur, den Humor zurückgekitzelt, wenn in gewissen Atmosphären Arroganz, ein präntiöses Gigerltum und sonstige Protzereien ihn auf die Probe stellten.“ Hier charakterisiert sich mit beglückender Freimütigkeit der Mann, dem alles Steife, Umständliche, Gekünstelte, Unnatürliche stets ein Greuel war, der an frohem, auch derbem Spass seine Freude hatte, der die Einfachheit selber war. Wer mit Rahn persönlich verkehrt hat, weiß, dass auch seine Redeweise von einer prächtigen erfrischenden Farbigkeit, Anschaulichkeit war; die treffendsten, lustigsten Vergleiche stellten sich ihm leicht zur Verfügung, und seinen Bildern waren eine Saftigkeit und eine Schlagkraft, eine unverbrauchte Fülle zu eigen, die an den Stil Gottfried Kellers erinnerten.

Man versteht, dass es diesen Mann mit besonderer Macht zu der vielgestaltigen farbigen Welt des Mittelalters zog. In ihr fühlte er sich wohl und behaglich. Mit einer tiefen, herzlichen Sympathie hat er sich in die mittelalterliche Kunst in allen ihren Äußerungen hineingelebt. Man muss in seinem Hauptwerk, der 1876 zum Abschluss gelangten Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Schluss des Mittelalters etwa einen Abschnitt, wie die Einleitung zu dem Kapitel Plastik und Malerei im gotischen Zeitalter lesen, um zu wissen, wie verwandt er sich dieser Welt fühlte, wie natürlich sein Verständnis den Äußerungen dieser Kunst entgegenkam.

Der Antike wie der Renaissance gegenüber verhielt er sich nicht in diesem Maße kongenial. Das Charaktervolle der mittelalterlichen Kunst hatte es ihm stärker angetan als die ruhige Vollendung und das ausgeglichene Ebenmaß jener großen Kunstperioden. Er war jeweilen froh, wenn er den Kurs über das Altertum hinter sich hatte; und dem Italien der Renaissance zog er das der mittelalterlichen Bauten mit ihren Mosaiken und Fresken vor. Nicht umsonst hat er gerade Ravenna eine ausgezeichnete Monographie gewidmet. Seine Hefte über die Renaissancemeister, über Leonardo, Raffael, Michelangelo zu revidieren, trieb es ihn nicht; wie er denn auch unseres Wissens das Rom als Hauptstadt des Regno links liegen ließ; sein Erinnern war mit dem Rom der Päpste verknüpft; nach 1870 zog es ihn nicht mehr in die ewige Stadt.

Seine Einsicht in die mittelalterliche Kunst, vor allem in die Architektur war eine schlechthin vollkommene. Die Abschnitte in seiner Kunstgeschichte der Schweiz, welche Disziplin er erst begründet und dann sofort zu einer erstaunlichen Höhe emporgeführt hat, — die Abschnitte über das romanische und das gotische Bausystem bleiben Musterleistungen eindringender Klarheit und vollendeter Kenntnis des Bauorganismus bis in seine feinsten Funktionen hinein.

Neben der Fülle seiner fachwissenschaftlichen Arbeiten, die er im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, in den Mitteilungen der Zürcher

Antiquarischen Gesellschaft, in Neujahrsblättern, in der so entsagungsvollen und doch so schätzenswerten und unentbehrlichen Statistik der schweizerischen Kunstdenkmäler niedergelegt, hat er sich mit einem reizvollen kleinen Buche an das größere Publikum der Kunstfreunde gewandt, seinen Kunst- und Wanderstudien in der Schweiz. In diesem Buche stehen die ganz köstlichen Wanderungen im Tessin, mehr als hundert Seiten stark, noch heute der angenehmste und lehrreichste Cicerone, den man für eigene Wanderungen in diesem herrlichen Kanton mit sich nehmen kann. Das Glück sonniger südlicher Reisetage liegt über diesen Schilderungen, die auch den landschaftlichen Schönheiten ihr Recht lassen. Einen Passus freilich findet man da, der für Rahns Stellung zur Kunst unserer Tage von einer gewissen symptomatischen Bedeutung ist; es ist die Stelle, wo er mit wahrer Begeisterung Ciseris Grabtragung in der Madonna del Sasso preist: „ein wunderbares Werk . . . der edlen Auffassung kam eine Technik zu Hilfe, welche das Höchste leistet, was zur Illusion der Wirklichkeit gehört. Es ist ein lebendes Bild, das den Beschauer mit aller Gewalt des Mitempfindens ergreift und vor dem man in stundenlanger Betrachtung verweilen kann.“ Nicht ohne Staunen und Befremden liest man diese Zeilen über ein Werk, das uns in seiner pathetischen Aufmachung und seiner so stark auf den äußern Effekt gestellten Faktur nichts weniger als ein wunderbares Meisterwerk erscheinen will. Und dann dieses Programm für die Malerei: die höchstmögliche Illusion und das „lebende Bild“. Das also erwartete und verlangte Rahn, der für das vielfach Herbe und Eckige und Naive, aber dafür Innerliche der mittelalterlichen Kunst ein so lebhaftes Sensorium besaß, von der Kunst der neuen Zeit. Wird man sich da verwundern, dass ihm Erscheinungen wie Böcklin und später Hodler so herzlich wenig zu sagen hatten; dass er sich ihrer Formensprache so gänzlich verschloss? Wir wollen Vergangenes nicht aufrühren; aber wenn man die Gutachten liest, die Rahn seinerzeit über den Karton Hodlers für das Marignano-Wandbild im Waffensaal des Landesmuseums abgegeben hat, so wird man doch immer wieder mit wahren Bedauern darüber erfüllt, dass ein Mann, der für urwüchsige Kraft der künstlerischen Sprache in vergangenen Jahrhunderten ein Organ besaß wie wenige, so völlig versagte, als er sich dieser Formensprache eines schweizerischen Künstlers gegenüber sah, der die Traditionen eines Urs Graf und Niklaus Manuel unbewusst, mit intuitiver Unmittelbarkeit aufgenommen und weitergeführt hat.

Also zu den charaktervollsten, eigenartigsten Künstlern, welche unser Land im 19. Jahrhundert der Welt geschenkt hat, fand Rahn zeitlebens den Zugang nicht. Ein korrekter Zeichner, sah er nur Verzeichnungen; aber die originelle Größe sah er nicht. Sein profundes Wissen um die alte Kunst hatte ihn zum Gefangenen eines bestimmten Kanon gemacht, ließ ihn, über alles subjektive Gefallen oder Missfallen hinweg, die gewaltige künstlerische Potenz in einem Werke nicht erkennen, das seither in jeder Geschichte der modernen Kunst mit hohen Ehren genannt wird und demzufolge viele ins Landesmuseum pilgern, denen nicht sowohl am Studium

der Waffen als an dem lebendigen Atem einer echten Historienmalerei gelegen ist.

Die heutigen bedeutenden Vertreter der Kunstwissenschaft haben in dieser Hinsicht einen wichtigen Schritt vorwärts getan; wir wollen uns dessen aufrichtig freuen; denn es ist nicht gut, wenn der Kunsthistoriker achtlos oder gar verächtlich neben der Kunst seiner eigenen Zeit hergeht; nicht gut für die, denen er sein Wissen vermittelt, nicht gut auch für ihn selber. Das Ignorieren der Gegenwart rächt sich auch an dem größten Gelehrten.

Aber dafür, dass uns Rahn die Augen geöffnet hat für das bei aller relativen Armut doch so stattliche und wertvolle Kunstgut, das unser Land birgt; dass er uns das Gewissen geschärft hat, für dessen Erhaltung pietätvoll einzustehen und das Erbe möglichst zu wahren; dass er den niedrigen Schacher mit diesen überkommenen Schätzen als ein Verbrecher am Patriotismus, an der Schweizerehre ingrimmig gebrandmarkt hat — seine Erinnerungen an die Bürkische Sammlung in den Kunst- und Wanderstudien gehören zum Wuchtigsten, was Rahn in seinem männlich-markigen, treffend-knappen Stil geschrieben hat —: dafür wollen wir ihm alle von Herzen dankbar sein. Das wird seinen Namen auf lange, lange hinaus in unserm Lande lebendig und segensreich erhalten.

ZÜRICH

H. TROG



HEINRICH MANESSES LEBEN UND SCHICKSALE¹⁾

Die Neuauflage des von Vögtlin nach alten Manuskripten mitgeteilten Romans möchten wir als einen Beweis seiner Verbreitung warm begrüßen. Denn wir haben es hier mit einem Werk zu tun, das im ruhigfließenden, geglätteten Stil wahrer Epik und in einer anspruchslos korrekten, in ihrer Schlichtheit nie ermüdenden und tiefe Wirkungen erzielenden Sprache eine Lebensgeschichte darstellt, deren sachliche Reichhaltigkeit durch den das Material gestaltenden, ernsten Dichtersinn des Helden und Erzählers zur künstlerischen Einheit gebunden wird.

Manesse ist ein Kind verschwiegener Herkunft, das bei einfachen Pflegeeltern schlecht und recht aufgezogen wird. Manches Unrecht widerfährt dem Elternlosen in früher Jugend, und der kluge Knabe merkt es, zieht seine Lehren für das Leben daraus und eignet seinem ursprünglich warmen und empfänglichen Wesen eine unerschrockene, draufgängerische Art an. Sie kommt ihm zu statten in dem bunten Wanderleben seiner jungen Mannesjahre. Als Schustergehilfe wandert er von seiner schweizerischen Heimatstadt zu Fuß bis Wien, wo er in die Hände von Werbern gerät. Er folgt ihnen, um bei den „Neapolitanern“ gegen Garibaldi zu kämpfen. Nach einem schweren, enttäuschungsvollen Dienst wird ihm und seinen Kameraden durch den Gesandten Befreiung und Rücktransport gewährt. Doch schon nach kurzer Zeit wird ihm die Heimat zu eng. Mit

¹⁾ Mitgeteilt von Adolf Vögtlin. Dritte Auflage. H. Haessel Verlag, Leipzig 1912.